

Lucian Hölscher

Historische Zukunftsforschung – theoretische Überlegungen und historische Forschungsperspektiven

(Beitrag zur Sektion des Historikertags in Halle 2002 „Gesellschaftspolitische Zukunftsentwürfe zwischen 1890 und 1940 im europäischen Vergleich“)

Der wissenschaftliche Fortschritt und die Entwertung historischen Wissens

Bevor ich zu unserem Thema, der Historischen Zukunftsforschung, komme, erlauben Sie mir einen kurzen Umweg: Wie alt ist die älteste historische Fachliteratur, die Sie einem Ihrer Studenten guten Gewissens bei der Vorbereitung einer wissenschaftlichen Arbeit empfehlen? Liegt die Grenze bei 1970 oder 1980 oder gar bei 1990? In den Literaturberichten meiner Studenten jedenfalls finde ich öfters den Hinweis, leider habe ihnen zu ihrem Thema keine neuere Literatur vorgelegen und so müssten sie sich nolens volens auf ein Buch aus dem Jahre 1985 stützen. Was besagt das über den Fortschritt des historischen Erkenntnisprozesses? Optimisten werden sagen, wir stünden eben in einem rapiden Fortschrittsprozess der geschichtlichen Kenntnisse. Ähnlich wie in den Naturwissenschaften, wo ein Kenntnisstand heute oft schon binnen weniger Jahre überholt ist, verbessere sich auch die historische Erkenntnis mit steter Beschleunigung. Aber ist dies wahr? Auf den Feldern der traditionellen Politikgeschichte, der Geschichte des diplomatischen Verkehrs, der Kriegszüge, der Regierungskabinette, mag es noch am ehesten zutreffen. Neue Aktenveröffentlichungen verbessern hier tatsächlich auch heute noch häufig unseren Kenntnisstand.

Aber daneben hat sich längst das Modell einer steten Erweiterung des historischen Themenkanons geschoben: Nicht dieselben Vorgänge besser, sondern mehr historische Vorgänge zu erforschen hat in den letzten Jahrzehnten die Dynamik der historischen Forschung bestimmt. Davon profitierte vor allem die Sozialgeschichte. Doch abgesehen davon, dass auch dieses Geschäft einmal vorbei sein wird, kann man auf die Dauer nicht die Augen vor der gigantischen Entwertung vergangenen Wissens verschliessen, die mit dieser Strategie einher geht: Wo das Interesse an neuen Fragestellungen, Methoden und Themen das disziplinäre Feld beherrscht, gelten ältere historische Darstellungen bestenfalls nur noch als Steinbruch für das historische Material, das man neu zusammensetzen verspricht. Wer sich dem widersetzt, kommt leicht in den Geruch, entweder Historiographiegeschichte zu betreiben oder historiographische Werke wie Hayden White als Literatur zu betrachten, nicht als Darstellungen vergangener Wirklichkeit. Doch damit steuern wir wissenschaftlich auf eine Katastrophe zu. Denn weder können wir wie die Naturwissenschaften den Erfolg unseres Wissens an technischen Neuerungen demonstrieren noch, wie die Literaturproduktion, unser Ziel in die bloße Vermehrung großer literarischer Werke setzen. Was ist zu tun?

Wir brauchen eine theoretisch-methodologische Erneuerung der Geschichtswissenschaft

Wir tun immer noch so, als habe die Geschichtswissenschaft eben erst begonnen, als dürften wir, unbeschadet aller älteren Geschichtsdarstellungen, die Vergangenheit immer wieder als unbearbeitetes Feld zum ersten Mal bearbeiten. Das ist nicht der Fall, die Geschichtswissenschaft hat meines Erachtens noch nicht gelernt, mit ihren früheren Erkenntnissen angemessen umzugehen. Doch dazu stehen heute im Zeichen einer kulturwissenschaftlichen Selbstreflexion durchaus die Mittel bereit. Zweierlei scheint mir an unserer Forschungspraxis dringend revisionsbedürftig zu sein, um die fortschreitende Entwertung historischen Wissens zu stoppen:

- Erstens haben wir uns im Zeichen der Historischen Sozialwissenschaften angewöhnt, das positive Material unserer Untersuchungen aus den historischen Quellen, die Fragestellungen, Kategorien und theoretischen Zugriffe hingegen aus unserer eigenen systematischen Gegenwartsbetrachtung

zu nehmen. Dabei verfügte auch das Quellenmaterial und natürlich auch die ältere historische Literatur, die sie schon einmal verarbeitete, über eigene Strukturen, Fragestellungen und Hypothesen, die wir als Teil der untersuchten Vergangenheit begreifen müssen. Und umgekehrt ist es schlicht und einfach naiv zu glauben, wir könnten die Vergangenheit mit unseren heutigen Kategorien, Theorien und Fragestellungen besser erfassen: Wir erfassen sie anders, aber nicht besser. Deshalb brauchen wir eine Begriffs- und eine Theoriegeschichte, welche unsere historische Darstellungen tatsächlich selbst historisiert, d.h. mit vergangenen historischen Darstellungen in eine produktive Form der Selbstreflexion überführt. Das führt mich zum 2. Punkt:

- Wir tun immer noch so, als habe sich die Vergangenheit in der Gegenwart erfüllt, als liefe die Vergangenheit auf unsere Gegenwart hinaus. Daraus leiten wir heute gerade in der jüngeren und Zeitgeschichte unser historisches Richteramt ab, das uns erlaubt darüber zu urteilen, was in der Vergangenheit richtig und was falsch gemacht worden ist. Dabei wissen wir eigentlich, dass es in der Geschichte keinen Determinismus gibt. Sonst wären unsere eigenen Zukunftsprognosen nicht so unsicher und immer wieder von konterkariierenden Erfahrungen bedroht. Die Vergangenheit hatte ihre eigene Zukunft. Es gehört zur Präzision historischer Theoriebildung, dass wir sie nicht mit unserer eigenen gegenwärtigen Vergangenheitserfahrung zusammenfallen lassen. In diesem Sinne verstehe ich die Historische Zukunftsforschung also auch als einen Beitrag zur dringend notwendigen Schärfung des theoretischen und methodischen Instrumentariums der Geschichtswissenschaft.

Die Anfänge der Historischen Zukunftsforschung

Die vergangene Zukunft erlebt gegenwärtig – das verrät schon das Thema des diesjährigen Historikertags – in der Geschichtswissenschaft eine vormals unbekannte Aufmerksamkeit. Neben den beiden Überblicksdarstellungen des französischen Mentalitätshistorikers George Minois (*L'histoire de la future*, dt. *Geschichte der Zukunft*, 1998) und von mir (*Die Entdeckung der Zukunft*, 1999) sind in letzter Zeit gleich mehrere Publikationen erschienen, die sich dem Thema widmen: Ich erwähne nur die Aufsatzsammlung von Mitarbeitern des Historischen Instituts in Jena „Der Tag X in der Geschichte“ (1997) und die Bände von Arndt Brendecke „Jahrhundertwenden“ (1999) und Ute Frevert „Das Neue Jahrhundert“ (2000). Die Historische Zukunftsforschung hat mittlerweile ihre eigene Geschichte, die sich in Deutschland bis auf den Historikertag in Duisburg von 1962 zurück verfolgen lässt. Damals, zu Beginn der 60er Jahre, forderten gleichzeitig mehrere Historiker – neben Reinhart Wittram und Reinhardt Koselleck auch Siegfried Kaehler, Golo Mann u.a. - eine intensivere Beschäftigung mit vergangenen Zukunftsvorstellungen (vgl. Reinhart Wittram, *Die Zukunft in den Fragestellungen der Geschichtswissenschaft*, in: ders.: *Zukunft in der Geschichte*, Göttingen 1966, S. 5-29). Man kann sich heute fragen, was dies Interesse auslöste: War es die schwierige deutsche Vergangenheit, welche die Historiker mit dem Unverständnis für die vergangenen politisch-kulturellen Hoffnungen und Utopien einholte? Oder die um 1960 neu einsetzende Debatte um die theoretischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft? Oder beides zusammen?

Die „vergangene Zukunft“

Die entscheidende begriffliche Neuerung war damals jedenfalls das von Reinhart Koselleck eingeführte Konzept einer „vergangenen Zukunft“. Es artikulierte einen bis heute unbereinigten Konflikt zwischen zwei Geschichtskonzeptionen, die sich auf Aristoteles' und Augustins' Zeitbegriffe zurückführen lassen: Der objektiven Geschichtskonzeption zufolge gibt es nur eine historische Zeit, deshalb fällt die vergangene Zukunft notwendigerweise mit der gegenwärtigen Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit (soweit sie in die Zeit nach der ins Auge gefassten vergangenen Gegenwart fällt) zusammen. Was damals gehofft, gewünscht, befürchtet wurde, lässt sich heute rückblickend auf seine Realisierung überprüfen. Der subjektiven Geschichtskonzeption zufolge hat die vergangene Zukunft dagegen nichts mit unserer eigenen Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit zu tun: Denn ihr zufolge

ist sie nichts anderes als das zeitgenössische Bewusstsein von der Zukunft. Zwischen beiden Konzeptionen bewegt sich die Historische Zukunftsforschung: Sie fragt neben der zeitgenössischen Gestalt und Funktion auch nach der historischen Einlösung vergangener Zukunftsvorstellungen, konfrontiert also den Entwurf mit den Anstrengungen zu seiner Realisierung. Sie beläßt den vergangenen Vorstellungen aber zugleich auch ihre Autonomie, läßt sie nicht in ihrer gelungenen oder misslungenen Erfüllung aufgehen.

Was ist von einer solchen historiographischen Programmatik zu erwarten? Ich will Ihnen im Folgenden ein paar – sowohl empirische als auch theoretische – Argumente liefern, die eine intensivere Beschäftigung mit vergangenen Zukunftsvorstellungen doch als wertvoll erscheinen lassen können:

Die Zukunftsbedürftigkeit moderner Gesellschaften

Zunächst haben die historischen Forschungen der letzten Jahrzehnte gezeigt, dass der Wandel moderner Gesellschaften zugleich zielgerichtet und schwer vorhersehbar verläuft. D.h. die industrielle Revolution hat ein Potential von menschen-induzierter Veränderungen in der politischen, sozialen und ökonomischen Struktur moderner Gesellschaften in Gang gesetzt, das immer nur mit Blick auf zukünftige Errungenschaften gerechtfertigt werden konnte. Dies ist der Grund, warum alle politikfähigen gesellschaftlichen Gruppen – von den Liberalen und Sozialisten bis hinüber zu den Konservativen und Faschisten – seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert begonnen haben, Strukturen und Visionen einer zukünftigen Gesellschaft zu entwerfen, deren politischer Wert sich ausschließlich an der Fähigkeit zu ihrer zukünftigen Umsetzung bemaß. Es ist aber auch der Grund dafür, dass sich diese Zukunftsentwürfe gerade im Zuge ihrer Realisierung immer wieder radikal entwertet haben, sei es weil sie sich nicht umsetzen ließen, sei es weil gerade ihre Umsetzung mit ungewünschten Begleiterscheinungen verbunden war.

Durch die Beschleunigung des gesellschaftlichen Wandels hat sich der Druck zur Produktion gesellschaftspolitischer Zukunftsvorstellungen im Laufe des 20. Jahrhunderts noch weiter erhöht. Wo sie – wie zeitweise in den 1970er und 80er Jahren – erlahmt, sehen sich moderne Gesellschaften heute leicht politisch gefährdet. Denn ebenso wie das Wirtschaftssystem auf beständiges Wachstum ist auch das politische System demokratischer Gesellschaften heute auf die Produktion immer neuer Zukunftshorizonte angewiesen, um mit den strukturellen Lasten ihrer gegenwärtigen Verfassung fertig zu werden. Die Zukunft ist also schlichtweg ein Aspekt gegenwärtiger und vergangener Gesellschaften, ohne die deren Verständnis um ihre wichtigste Dimension verkürzt wird. Ich denke, dies ist relativ unstrittig.

Die Brüchigkeit geschichtlicher Kontinuitäten

Weit ungewohnter ist noch immer der andere empirische Aspekt des Themas: Gerade in Deutschland, aber nicht nur hier musste die historische Erinnerung im 20. Jahrhundert lernen, mit gesellschaftlichen Brüchen umzugehen, die nicht allein das politisch-soziale System betrafen, sondern auch die ethischen und weltanschaulichen Orientierungen der Menschen. Da die Kontinuität von Geschichtsbildern immer an der Stabilität von Parametern hängt, die dem jeweiligen Geschichtsbild seine Konsistenz verleihen – die Idee der Menschenrechte z.B. oder die Idee des Selbstbestimmungsrechts der Völker – drohten mit dem Umbruch geschichtlicher Orientierungssysteme immer auch zugleich das Verständnis der Vergangenheit selbst zusammen zu brechen. Kaum nachvollziehbar erscheint so einem kritischen Geschichtsbewusstsein heute z.B. die imperialistischen Zukunftshoffnungen der Generation der Wilhelminer, die „Männerphantasien“ der deutschen Freikorps nach 1918, der jungen Nationalsozialisten nach 1933. Welche Zukunftsvorstellungen ließen sie die Brutalität der Massenmorde als vertretbar erscheinen, um welcher Ideale willen nahmen sie die Zerstörungen ihrer Städte, ihrer ganzen Lebenswelt in Kauf? Vom Ausgang jenes zivilisatorischen Selbstmords her gesehen erscheinen ihre Taten nachträglich

völlig unverständlich, es bedarf eines ganz anderen Blicks auf die Vergangenheit als dem aus der heutigen Zeit, um hier ein Verständnis zu finden.

Was uns in der kritischen Geschichtswissenschaft, so wie wir sie in den letzten Jahrzehnten betrieben haben, fehlt, ist ein Blick für die Vergangenheit als Gegenwart. Was wir im Rahmen einer Historischen Zukunftsforschung brauchen, ist ein kalkuliertes Absehen von dem, was später tatsächlich geschah, eine Ausmessung der Offenheit vergangener Zukunftshorizonte, in denen das, was dann geschah, dann doch bestenfalls nur eine von mehreren Möglichkeiten war, eine Perspektive auf die vergangene Zukunft als Zukunft bzw. als Möglichkeit, statt als Illusion bzw. Antizipation des tatsächlich Eingetreten. Die geschichtstheoretische Einengung der Zukunft auf das, was tatsächlich geschehen wird, ist das Erbe einer historistischen Geschichtsbetrachtung, deren idealistische Grundvorstellung, dass sich historische Entwicklungen zu ideellen Individualitäten zusammenschließen, sich noch bis in die sozialgeschichtlichen „Theorien mittlerer Reichweite“ hinein, in die Konzepte der „Industrialisierung“ und „Modernisierung“, der „Demokratisierung“ und „Säkularisierung“ fortgesetzt hat. Es bedurfte neben dem neuen Interesse an kulturwissenschaftlichen Praktiken und kollektiven Mentalitäten auch einer massiven Revision des historischen Theoriegerüsts, um diese positivistische Verkürzung der Zukunft aufzubrechen.

Kategoriale Präzisierungen

Die theoretische Reflexion muss zunächst beim Konzept der „Zukunftsvorstellung“ selbst ansetzen. Zunächst müssen wir unterscheiden zwischen individuellen und kollektiven, privaten und öffentlichen Zukunftsvorstellungen: Kollektive und öffentliche Zukunftsvorstellungen weisen in aller Regel weit größere historische Stabilität auf, sie können sich über Jahrzehnte, gelegentlich sogar Jahrhunderte hinweg erhalten und große Massen erfassen. Auch macht es funktional gesehen einen großen Unterschied, ob es sich um die Zukunftsvorstellungen passiver Beobachter historischer Ereignisse und Prozesse oder um die aktiv Eingreifender handelt. Als Handelnder bin ich in gewissem Umfang selbst der Schöpfer meiner Pläne und Garant ihrer Verwirklichung; als Beobachter fremden Handelns habe ich dagegen weniger Einfluss auf die Gestaltung der Zukunft, dafür erschließt sich mir allerdings auch leichter der innere Zusammenhang komplexer Prozesse.

Wir müssen Zukunftsvorstellungen aber nicht nur sozialhistorisch und funktionalistisch, sondern auch erkenntnistheoretisch befragen: Denn Zukunftsvorstellungen sind luftige Gebilde. Sie entstehen aus den Sorgen und Wünschen der Menschen, ihren gegenwärtigen Erfahrungen und Berechnungen für die kommende Zeit. Aber auch wenn wir sie als mentale „Tatsachen“ behandeln, dürfen wir uns keiner Täuschung über ihren fragilen Charakter als historisches Material machen. So erscheint den Menschen eine Zukunftsvorstellung bald als wahrscheinlich, bald als unwahrscheinlich; mal hängen sie der einen, mal der anderen und oft genug mehreren mit einander in Widerspruch stehenden Vorstellungen zugleich oder – im Nachhinein vielleicht am erstaunlichsten – gar keiner an. Die meisten Menschen müssen sich selten entscheiden, zu welcher sie sich nun wirklich bekennen, es fällt ihnen leicht, von einer einmal geglaubten Erwartung abzurücken.

Das hängt mit dem neuzeitlichen Geschichtsbewusstsein zusammen, das den vergangenen Ereignissen einen wesentlich höheren Realitätscharakter zuschreibt als den zukünftigen. Augustin sah das noch ganz anders, wenn er danach fragte, aus „welchem Versteck“ die zukünftigen Dinge kämen, wenn sie in die Gegenwart einträten, und in welches andere Versteck sie als vergangene verschwänden. Für ihn waren zukünftige und vergangene Ereignisse gleich real, nur eben unserem menschlichen Blick verborgen. Erst im Laufe der frühen Neuzeit setzte sich das neuzeitliche Geschichtsbewusstsein durch, das die Zukunft als einen offenen Gestaltungsraum betrachtete, in dem die Dinge sich erst bildeten, nicht schon vorhanden wären.

Hatte das Mittelalter eine Zukunft?

Diese scheinbar bloß geschichtsphilosophischen Überlegungen haben nun allerdings auch sehr praktische Folgen für unser Geschichtsbild vergangener Gesellschaften. Denn es scheint so, als hätten die Menschen vor der Neuzeit noch gar keine Vorstellung von der Zukunft im heute geläufigen Sinne gehabt. Die europäische Gesellschaft des Mittelalters glaubte nicht nur an die Nähe des Weltendes – das man sich wohl selten in größerer Ferne als hundert Jahre vorstellte – sondern, für uns noch viel schwerer zu fassen, sie hatten offenbar überhaupt keine Vorstellung von der Zukunft als einem geschlossenen Zeitraum. D.h. Ereignisse, die sich in der Zukunft – und dies gilt vermutlich auch für die Vergangenheit – zutragen, standen in keinem prinzipiellen Zusammenhang miteinander. Jedenfalls verfügten sie über keinen Begriff der „Zukunft“ als Zeitraum.

Dies wirft weit reichende Fragen nach dem historischen Zeitbewusstsein auf, die m.E. erst wenig erforscht sind. Wie soll man sich ihnen methodisch nähern? Zukunftsvorstellungen hängen an sprachlichen Voraussetzungen, die sie überhaupt erst zu generieren erlauben. Man mag zwar in fremden Kulturen, die über kein oder ein anderes sprachliches Ausdrucksinventar verfügen, Vorstellungen als zukunftsbezogen wieder erkennen, die sich keiner futurischen Sprachstrukturen bedienen. Aber dabei handelt es sich um ein Hineinlesen vertrauter in fremde Ausdrucksinventare, die, bei aller Notwendigkeit zur hermeneutischen Übersetzung, doch ihre eigenen Sinnstrukturen haben. Deshalb ist es sinnvoll, sich zunächst die sprachlichen Voraussetzungen zu vergegenwärtigen, welche die Rede von Zukunftsvorstellungen überhaupt erst ermöglichen: Über eine futurische Zeitstruktur verfügen in Europa einzig die romanischen Sprachen und das Griechische. Alle übrigen Sprachen, eingeschlossen das Deutsche, haben das futurische Tempus erst im Zuge einer langfristigen Adaptation der lateinischen Grammatik übernommen. Das gilt auch für andere Ausdrucksformen, die heute einen futurischen Sinn tragen, etwa Konjunktionen wie „nach“ und „vor“, „einst“ und „dann“ oder Nomina wie eben das Substantiv „Zukunft“, das noch im 16. Jahrhundert allein im räumlichen Sinne der „Ankunft“ Verwendung fand. Fast alle Zeitbegriffe gehen daher im Deutschen auf Raummetaphern zurück, das gilt nicht nur für Begriffe wie „Zeitraum“ und „Zeitpunkt“, „Vergangenheit“ und „Gegenwart“, sondern auch für genuin historische Zeitbegriffe wie „Fortschritt“ und „Niedergang“, „Revolution“ und „Entwicklung“. Kamen mit den Zeitbegriffen auch erst die Zukunftsvorstellungen? „Hatte“ das Mittelalter schon eine Zukunft und wenn, dann in welchem Sinne?

Um solche Fragen zu beantworten, müssen wir fragen, wie, mit welchen gedanklichen Operationen sich die Menschen zu verschiedenen Zeiten der zukünftigen Dinge versicherten: durch die Deutung von Vorzeichen; die Orientierung an dem, was früher geschah und sich in ewiger Wiederkehr auch künftig wiederholen würde; durch die Hochrechnung vergangener Veränderungen, eine Technik, die erst im späten 17. Jahrhundert entwickelt wurde; durch die Anwendung apriorischer Grundannahmen auf neue Fälle oder den Rekurs auf die Vorbilder „weiter fortgeschrittener“ Gesellschaften in der Gegenwart... Es gibt viele futurische Technologien und, gemessen an ihrer „Erfolgsquote“, scheinen die theoretisch unkontrollierten „Ahnungen“ dabei nicht viel schlechter abzuschneiden als die technologisch aufwendigen Prognosen moderner Forschungsinstitute. Hier ist also Raum für einen ganz neuen Zweig historischer Forschung, die sich mit den historischen Zeitvorstellungen vergangener Gesellschaften beschäftigt. Es wäre gut, wenn wir uns ihr zuwenden würden – nicht nur um ein neues Themefeld für die historische Forschung zu erschließen, sondern auch um sie insgesamt einer theoretischen Selbstreflexion auszusetzen, die sie als Wissenschaft überlebensfähig macht.